

Sicht so erklären: „Die Suche nach biografischen Spuren in Forschungsergebnissen und theoretischen Ansätzen ist nicht leicht mit einem Wissenschaftsverständnis zu verbinden, das auf objektive Erkenntnis zielt und auf Zusammenhänge, die über den Einzelfall hinausgehen. Möglicherweise erklärt die Orientierung am Erfolgsmodell der Naturwissenschaften, warum die Subjektivität der Autoren in der Kommunikationswissenschaft in aller Regel ausgeblendet und Wissenschaftsentwicklung systematisch dargestellt wird.“ (S. 16f.)

Von dem vorliegenden Sammelband jedenfalls wird dieses Vorurteil gegenüber der „biographischen Rechenschaft“ nicht bestätigt. Vielmehr entfaltet sich vor den Augen des Lesers entlang der einzelnen Lebensläufe und Karrierewege der Protagonisten, letztere sind durch die Interviews nach den Stationen einer idealtypischen akademischen Karriere strukturiert, ein farbenreiches und vielschichtiges Bild der jüngeren Geschichte der Kommunikationswissenschaft. Freilich kann auf zwanzig, dreißig Seiten kein Leben, keine Wissenschaftler-Biographie erschöpfend dargestellt und erzählt werden, dazu bedarf es anderer, eher autobiographischer Formen der „biographischen Rechenschaft“, doch dessen sind sich Meyen/Löblich bewusst und verstehen so die im Interview gewonnene persönliche „Innensicht“ (S. 15) als anschaulichen und besonders verdichtenden Vermittlungsmodus der historischen, kognitiven und sozialen Identitätsstiftung der Kommunikationswissenschaft. Viele der Eigenarten der Kommunikationswissenschaft, die man in Einführungsseminaren mit seinen Studierenden mühsam über die im „Zeitalter der Extreme“ (Eric Hobsbawm) gebrochene Fachgeschichte und nebeneinander stehenden Fachlogiken und -systematiken erörtert, um einen ersten Erkenntnisgrund zu schaffen, werden hier lebensnah fasslich: die geringe Anerkennung des Faches innerhalb der Universitäten nach 1945; „Bildungskatastrophe“, „Journalisten-Hausse“ und die chronische Spannung zwischen Praxis und Theorie; die Suche nach einem „kognitiven Kern“ im Prozess der „Versozialwissenschaftlichung“ – dies sind nur drei rote Fäden, die sich durch die Interviews ziehen. Vielleicht kommt man auf diese Weise ja auch dem „vornehmsten Ziel“, das Meyen/Löblich mit diesem Interview-Projekt verfolgt haben, ein Stück weit näher, nämlich „das Bewusstsein für die Wurzeln der Kommunikationswissenschaft zu schärfen“ (S. 32), sprich: Lehrende und Studierende für Fach- und Theo-

riegeschichtsschreibung zu interessieren und die künftige Forschung in diesem Feld zu stimulieren, es wäre wünschenswert.

Insgesamt liegt mit diesem vom Herbert von Halem Verlag gewohnt hervorragend lektorierten Band von Michael Meyen und Maria Löblich, der zudem bibliographisch, durch ein Personenlexikon und ein Personenregister erschlossen ist, folgt man der These von Winfried Schulz: „Communication research is what communication researchers make it“, ein wichtiger Schlüssel vor, um eben über die Personen, die tagtäglich Kommunikationswissenschaft getrieben haben, die „verschränkte“ Ideen- und Sozialgestalt der jüngeren Kommunikationswissenschaft zu entdecken. ERIK KOENEN, Leipzig

Mike S. Schäfer: *Wissenschaft in den Medien. Die Medialisierung naturwissenschaftlicher Themen.* – Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2007, 232 Seiten, Eur 29,90.

Empirische Grundlage dieser Arbeit ist eine breit angelegte Inhaltsanalyse zu Wissenschaftsthemen. Dabei geht es dieser Leipziger Dissertation um theoretische Fragestellungen der Berichterstattung zu komplexen Wissenschaftsthemen. Auslöser ist das Projekt „Die Herstellung einer öffentlichen Hegemonie. Humangenomforschung in der deutschen und der US-amerikanischen Presse“, 2006 von Jürgen Gerhards und Mike Steffen Schäfer veröffentlicht (vgl. Publizistik, 52. Jg., S. 118-120). Erweitert wird die neue Arbeit um inhaltsanalytische Daten zur Neutrino- und Stammzellforschung. Dabei sind die Erhebungs- und Auswertungsmethoden für alle Daten „weitgehend identisch“ (S. 77).

Grundlage ist hier der Öffentlichkeitsbegriff, wie ihn die „Öffentlichkeitssoziologie“ von Jürgen Gerhards und Friedhelm Neidhardt – mit ihren Prämissen äquivalent: Niklas Luhmann – kennzeichnet. Zentrale Theorieansätze zur Wissenschaftsberichterstattung sind in dieser Arbeit die „Medialisierung“ und das Konzept der „Wissenskulturen“. Diese, so das Hauptziel der Untersuchung, sollen anhand der Inhaltsanalysen in ihrer Erkenntnisfähigkeit untersucht werden.

Am Ende lässt die Befund-Komplexität stringente Zuordnungen zu den theoretischen Ausgangsmodellen nicht zu. Die deswegen erforderlichen Differenzierungen, die Schäfer vornimmt,

sind von ausgesprochen hohem theoretischen Interesse (vgl. S. 108ff.).

Die Abläufe der Medienberichterstattung sieht der Autor als mehrstufige „Entscheidungskaskaden“ (S. 207). Zu deren gründlichem Verständnis fordert er abschließend eine stärkere Integration der in unterschiedlichen Fachdisziplinen vorliegenden theoretischen Modelle.

Die gelegentliche Vorstellung von einer möglichen „Grand Theory“ für diesen Problembereich hält der Autor aufgrund seiner Arbeitsergebnisse für ausgeschlossen.

Der Band zeichnet sich durch die detaillierte Kenntnis und Auswertung der zu Grunde liegenden Fachdebatte aus. Allerdings bleibt diese eindeutig auf eine Sichtachse Deutschland/USA und die angelsächsische Sphäre beschränkt – offenbar ausgehend vom Ursprungsprojekt. Da im Zentrum der Untersuchung jedoch theoretische Verständigungsoptionen stehen, ergibt sich hier ein erstaunlicher blinder Fleck: Es fehlt die Bandbreite der innereuropäischen Theoriediskussion, die sich keineswegs ausschließlich in englisch- oder deutschsprachigen Veröffentlichungen niederschlägt.

Neben dem vom Autor formulierten Desiderat integrativ fachlicher Theoriearbeit liefert das Buch implizit den Anstoß, über ein weiteres Desiderat nachzudenken: eine stärker trans-kulturell geprägte Theoriearbeit, die eine notwendig breit angelegte Reflexion von Kulturen der Wissenschaft – z. B. allein in Europa – anzielt.

Es bleiben abschließend hervorzuheben die – innerhalb solcher selbst gesetzter Grenzen – große Umsicht und Gründlichkeit in den explizierten Analyseschritten und die bemerkenswerte Fülle an Anregungen für weitere wichtige Forschung in diesem Bereich.

GERD G. KOPPER, Dortmund/Tokio

Carsten Brosda: *Diskursiver Journalismus. Journalistisches Handeln zwischen kommunikativer Vernunft und mediensystemischem Zwang.* – Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2008, 438 Seiten, Eur 49,90.

Wer den wissenschaftlichen Rang dieses Buches mit einem ersten prüfenden In-die-Hand-Nehmen einzuschätzen versucht, der beginnt am besten am Ende: Dort findet man ein Literaturverzeichnis von Staunen erregenden 50 Seiten. Und

was da dann an Autorinnen und Autoren verzeichnet wird, ist noch erstaunlicher: Da finden sich Adorno ebenso wie Aswerus (Bernd Maria), Dovifat und Dröge, Geiger und Gottschlich oder – über fast zwei Seiten – Habermas und (dem Alphabet geschuldet: eine Seite davor) so ziemlich alles von Otto Groth. So bunt und inhomogen geht es auch weiter von „I“ bis „Z“. Wenn man dann – vorne beginnend – die 380 Seiten Text studiert hat, wird aus dem Staunen Verblüffung, ja Bewunderung und manchmal schiere Überwältigung ob der intellektuellen Verarbeitungskapazität dieses Autors. Schon der Blick auf die (augenschädigend klein gedruckten) Anmerkungen und Zitate macht klar, dass diese Literaturfülle keinem (heute ja leicht demonstrierbaren) Imponiergehabe entspringt, sondern Resultat lang dauernder Mühen ist. Sieben Jahre hat Carsten Brosda – neben seiner beruflichen Tätigkeit – an dieser Dissertation (betreut in Dortmund von Günther Rager und Horst Pöttker) gearbeitet. Herausgekommen ist ein Werk, das die noch junge Disziplin Journalistik in brillanter Weise bereichert.

Ganz unbekannt ist der Autor aufmerksamen Lesern im Fach wohl nicht, denn in diversen Sammelbänden, Zeitschriften und Fachdiensten ist man ihm seit 1999 immer wieder begegnet. Was hier nun vorliegt, ist aber eine im Fach methodisch wie inhaltlich im Wortsinne beispiellose Synthese aus der bis ins 18. Jahrhundert zurückreichenden Tradition der Zeitungskunde und Zeitungswissenschaft mit den avanciertesten system- und sonstigen theoretischen Bemühungen einer ganzen Generation der gegenwärtigen Kommunikationswissenschaft – und dies integriert in einen entschieden makrotheoretischen Zugriff, der dominant mit Jürgen Habermas versucht wird, aber ebenso andere Theoretiker (und Historiker) der Gesellschaft systematisch einbezieht. Das so entworfene diskurstheoretische Journalismus-Modell wird den denkbar komplexesten Bezügen gerecht: Es ist im Anschluss an die beiden enzyklopädischen Werke von Otto Groth und das Pionierwerk von Dieter Paul Baumert historisch fundiert; es ist durch die akribische Auswertung der empirischen Journalismusforschung empirisch sozusagen perfekt geerdet und mit dem konsequenten Bezug auf Demokratie- und Öffentlichkeitstheorie auch normativ gehaltvoll.

Dass ein solches Buch keine leichte Lektüre sein kann, leuchtet ein, aber hinter den von Carsten Brosda in einem imponierenden intel-